

Doch zum Trost alles Widerwärtigen gehen Marthe und Doskocil ihren Weg und nach einem schweren inneren Kampf stehen die beiden Menschen zum Schluß des Romans innerlich wieder frei da. Marthe hat den Fluch, der auf ihr, ihrem Glauben nach, lastete, abgewaschen und Doskocil findet den Platz neben seinem Herde frei von jenem durchsichtigen blaffen Geist, der bis dahin sein Haus bewohnte und ihm die Ruhe raubte. Allein steht er zum Schluß wieder, wie er am Anfang stand. Aber eine neue Zuversicht ist in ihm: Er weiß, die Frau wird wiederkommen und dann kann ein neues Leben beginnen.

Das Ganze ein Buch, das weit davon entfernt ist, die frohe Lebenskraft von »Gionos Ernte« zu atmen. Über allem liegt das Dunkel ostpreussischer Wälder und Seen. Doch dieses Dunkel wird erhellt durch das schöne Beispiel ehelicher Treue und Gemeinsamkeit, das der Fährmann Jürgen Doskocil und Marthe uns geben. Und dieses schöne Bild, das Ernst Wiechert darin zeichnet, daß die reine Liebe zweier Menschen zum Schluß über alles Böse triumphiert, ist es, was das Buch erst zu dem macht, was es uns bedeutet und ihm erst seinen tiefen ethischen Sinn gibt.

Wie verschieden dagegen das dritte Buch, von dem ich hier sprechen will, Siegfried von Vegesacks Roman »Das fressende Haus«.

Während uns Wiechert und Giono urwüchsige, dem Boden mit allen Wurzeln verhaftete Bauern zeigen, sehen wir in Vegesacks Gestalten entwurzelte, dem Absterben verfallene Vertreter einer überlebten Zeit. Sie wollen Bauern sein, aber all ihre höhere Kultur und Zivilisation, mit der sie sich einst umgeben haben und mit der sie nun auch die wirklichen Bauern umgeben wollen, lassen sie gar nicht an ihr eigentliches Ziel heran. Sie haben die Liebe zur Natur in sich, der Mann wie die Frau, doch ihnen fehlt die Kraft, durchzuhalten und so führt uns Vegesack zu einem genau entgegengesetzten Schluß als Giono und Wiechert. Bei beiden triumphiert der Mensch über die Scholle, doch bei Vegesack hat zum Schluß die Scholle den Menschen bezwungen, der sich willenlos treiben läßt.

Der Roman »Das fressende Haus«, der nebenbei stark autobiographischen Unterton hat, wie auch das »Fressende Haus« heute als Burg Weihenfels ein beliebter Ausflugsort ist, führt uns in einen weltverlorenen Winkel des bayerischen Waldes. Ein Deutschballe, aus seiner Heimat vertrieben, wird durch einen unbekanntem Zufall in diese vergessene Gegend verschlagen. Er wird, ehe er sich

recht bewußt ist, Besitzer eines von dunklen Sagen umwobenen Schlosses. In dieses alte Gemäuer mit einem kleinen Stückchen Land dabei steckt er nun all seine Kraft und Liebe, um hier als Bauer wieder Wurzel zu fassen. Durch wunderfame Fügung findet er auch hier die Frau, die, aus adeligem Geschlecht, doch entwurzelt wie er, die gleiche tiefe Liebe zur Natur hegt. So fällt er allmählich ganz dem Zauber dieser eigenartigen Landschaft mit ihren eigenartigen Menschen anheim.

Er verbeißt sich mit ganzer Kraft in seinen Besitz, sein Werk, seine Erde. Doch er begnügt sich nicht mit der Erde und dem Getier, das auf ihr ist, er will höher hinaus. Den Menschen in seinen Lebensbegriffen höher empor zu führen und Licht in die dumpfen Häuser seines Dorfes zu bringen, ist sein verwegenes Ziel. Doch sein Werk und die Erde sind stärker als er, sie fressen ihn allmählich auf. Er verliert nach und nach alles und auch die Frau, die ihm bis zuletzt geblieben ist, stirbt bei der Geburt eines Kindes.

Durch diesen letzten Schlag, der den nun völlig Einsamen, wiederum Heimatlosen, zunächst ganz zu Boden wirft, vollzieht sich in ihm eine innere Wandlung. Er, der nur am Diesseits gehangen, muß jetzt erkennen, daß alles das unbeständig ist; daß nur der reich ist, der nichts in den Händen hat, desto mehr aber im Herzen bewahrt, und daß es vergeblich ist, gegen das Schicksal anzukämpfen, wenn man sich auch noch so kraftvoll glaubt. Er muß zum Schluß dieses große Unbekannte, nennen wir es Schicksal, oder Gott, oder wie sonst, anerkennen, das er bisher stets geleugnet hat. Und jetzt, fast zu spät, erkennt er, daß Pytt, die Frau, doch den besseren Weg gewählt hat; denn er fühlt, sie ist nicht gestorben, sie ist in sein Innerstes übergegangen.

Besiegt von der Scholle, die ihn verschmäht hat, aber mit der Erkenntnis dieser neuen Welten im Herzen zieht er von dannen, um eine neue Wanderschaft anzutreten und aufs neue den Boden zu suchen, auf dem auch er, der Heimatlose, noch einmal Fuß fassen kann.

Die drei Bücher, von denen ich hier gesprochen, sind grundverschieden in ihren Menschen und ihren Lebensanschauungen. Nur ein großes Gemeinsames haben sie alle: Die schicksalbestimmte Einheit von Mensch und Tier und Erde in ihrer unabänderlichen Gesetzmäßigkeit, wie Frank Thies sich ausdrückt, und sie alle weisen uns den Weg zurück zu dem Einen, daraus der Mensch hervorgeht, immer wieder neue Kraft schöpft und wohin er einst zurückkehrt, zur ewig jungen Mutter Erde.

Von der deutschen Sprache.

(Wichtiges aus der Presse.)

Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft.

Im Rahmen der »Deutschen Abende« der Gesellschaft für deutsche Bildung und des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht suchte der Moskauer Sprachforscher Professor S. Weisgerber (nach einem Bericht in der Berliner Börsenzeitung vom 13. Februar) in einem Vortrag die Frage des Verhältnisses von Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft zu lösen. So führte Professor Weisgerber aus, daß die Zeit um 1800 dem verblähten Begriff »Volk« einen neuen Inhalt geben wollte. Herder, Humboldt, Fichte u. a. sahen das Volk durch die gemeinsame Sprache gekennzeichnet. Ernst Moritz Arndt z. B. sah in der Sprachgrenze die einzig natürliche Grenze der Völker. Die Linie dieser Entwicklung brach ab. — Leider. — Erst nach dem großen Krieg tauchte die Frage wieder auf, wie immer in Zeiten äußerer Bedrängnis ein Befinden auf die tiefsten Kräfte des Volkes einsetzt. Zu diesen tiefsten Kräften gehört aber die Muttersprache. So war es eigentlich selbstverständlich, daß das Verhältnis Sprache — Volk mit in die vorderste Front gerückt wurde in den Problemen unserer Zeit. So wurde in der Zeit vor hundert Jahren wie auch jetzt die Sprache als ein Merkmal des Volkes betrachtet. Bemerkenswert ist, daß die oben genannten Männer auch damals den Rassegedanken nicht vergaßen. Die schwerste, aber dankbarste Aufgabe ist es nun wohl, Rassegedanken und Sprachgedanken zu einer fruchtbaren Vereinigung zu führen zum Zwecke der Erneuerung des Volkes. Professor Weisgerber sagt weiter, daß die Menschheit sich in Sprachgemeinschaften gliedert, die die Grundformen menschlicher Gemeinschaft überhaupt seien. Die Sprachgemeinschaften wieder bezeichnet er als die langlebigsten geschichtlichen Gebilde, sie überdauern politische Wandlungen, Höhen- und Tiefpunkte der Kultur eines Volkes. Und darein setzen auch wir unsere Hoffnung, daß uns die vielen Millionen Deutschen jenseits der Grenze nicht verloren sind.

Darin sieht Weisgerber auch den Wesenszusammenhang zwischen der Grundform der Sprachgemeinschaft und der Volksgemeinschaft. Die erstere ist die unentbehrliche Voraussetzung und der natürliche Rahmen für die letztere. Diese Volksgemeinschaft aber erwächst, wenn die sittlichen Aufgaben, die sich aus gleichem muttersprachlichem Weltbild ergeben, ihrer Lösung entgegengeführt werden. Unsere Aufgaben darum sind: die volkhafte Kräfte der Sprachgemeinschaft zu größerer Entfaltung zu bringen, die Muttersprache zu pflegen und weiter zu entwickeln.

Sprache als Ausdruck der Gesinnung.

Der Völkische Beobachter vom 6. Februar veröffentlicht eine interessante Arbeit von Dr. Tassilo Schultze über das genannte Thema. Seine Ausführungen erscheinen uns so wichtig, daß sie hier Erwähnung finden sollen. Der Verfasser sieht in der Wissenschaft der Sprache bis jetzt ungenügte Erkenntniskräfte, die in den Diensten der nationalen Festigung und der nationalen Arbeit gestellt werden müssen. Die ältere Wissenschaft sah in der Sprache wohl meist eine Anwendung der logischen Gesetze. Der Liberalismus verknüpfte Sprache mit Ästhetik. Für uns aber muß die Sprache ein nationales ethisches Gut sein. Das ist die Aufgabe einer deutschen Sprachwissenschaft, das ethische Wesen der Sprache mit wissenschaftlicher Genauigkeit herauszustellen, und das soll das Ziel sein: die Grunderkenntnisse, die unser Volkstum betreffen, erfasst, verstanden und gelebt zu wissen von allen Deutschen.

Nach einer kurzen Stellungnahme zu dem Buch »Die Sprache als Bildnerin der Völker« von Georg Schmidt-Mohr fährt der Verfasser fort: »Wer an die Sprache als an sein Schicksal glaubt, der kann sich zu unserer Überzeugung nicht bekennen, daß das Volk sein Schicksal selbst baut, es selbst bauen kann, weil der Wille des ethisch gerichteten Menschen frei ist. Die spielerisch veranlagten Seelen, denen auch die Sprache nur ein geistreiches Spiel ist, mögen für sich selber mit dem Glauben recht haben, daß die zufällige Beschaffenheit ihrer Sprache ihr Schicksal sei, sie sollen aber ihren Glauben nicht einem Volke aufdrängen. Ihnen mag die Sprache der tiefste Urgrund ihres

(Fortsetzung f. S. 154.)